



Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(15. Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)

In dieser Auffassung war der Erste Staatsanwalt durch die Befundung des Notars gelangt, der, sobald er von dem Morde gehört, der Staatsanwaltschaft das bei ihm deponierte Testament des Herrn von Rabden und die Abschrift der Schenkungsurkunde vorgelegt hatte.

Aber die eifrigsten Nachforschungen der Staatsanwaltschaft und der Polizei förderten nichts Belastendes zutage. So war Hermine denn nach einer Woche mit den lebhaften Entschuldigungen des Staatsanwalts aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Und nachdem sie einen Rechtsanwalt mit der Führung ihrer Erbschaftsangelegenheit beauftragt und ihm gleichzeitig bevollmächtigt hatte, die nötigen Schritte zur Scheidung von ihrem Gatten einzuleiten, war sie spurlos verschwunden. Auch ihren Eltern hatte sie nichts über ihren Aufenthalt mitgeteilt.

Nach wochenlangem Krankenlager war Graf Henning von Broddorff endlich so weit genesen, daß er zum ersten Male das Bett verlassen durfte. Müde saß er am Fenster und sah in den lachenden Maien tag hinaus, und die Sonne schien warm ins Zimmer, und draußen in den Büschen jagten sich die Vögel.

In seinen Fieberphantasien hatte er oft nach seiner Frau verlangt. Aber als das Bewußtsein ihm wiedergekehrt war, und die Nerze angefangen hatten, neu für ihn zu hoffen, da war er ganz still geworden. Er hatte gewartet, immer gewartet, ob sie käme. Doch nie hatte er nach ihr gefragt. Auch seinen alten Lehrer nicht, der ihn zuweilen besuchte hatte.

Und als Tag auf Tag verging, ohne daß sie kam, da hatte er gewußt, daß er sie verloren hatte.

Tag für Tag sah er am Fenster. Die halbjährige Frühlingsluft strömte aus dem großen Garten zu ihm herein, und ganz allmählich kehrten ihm die Kräfte zurück. Und eines Tages bat er den Arzt, der seine Behandlung geleitet, um eine Unterredung: Er fühlte sich stark genug, alles zu

erfahren, was seine Umgebung gewiß schon längst wußte. Schonend teilte ihm der Arzt mit, was ihm bekannt war.

Mit düsterem Gesicht hatte Henning alles mit angehört. Das war schlimmer als alles, was er erwartet hatte.

„Und weiß man, wohin sie sich gewendet hat?“ fragte er schließlich nach langem Schweigen den Arzt.

Der schüttelte den Kopf.

„Vielleicht erfahren Sie es aus einem Schreiben, das vor einigen Tagen für Sie eingelaufen ist. Wir wollten es Ihnen erst geben, wenn Sie kräftiger geworden wären. Aber ich

war auf Hennings Wangen zurückgekehrt. Die Luft am Leben erwachte neu in ihm.

Und zum ersten Male seit seiner Krankheit begann er von seiner Zukunft zu sprechen. Sein Fieber, ja, was war aus dem Fieber geworden?

Der alte Mann neben ihm im Wagen hatte seine Hand gefaßt und drückte sie kräftig. „Seien Sie tapfer, mein junger Freund!“ sagte er mit bebender Stimme. „Ich fand ihn in Ihrem Atelier am Boden liegen. — zerrümmert, eine unförmliche Masse. Eine Eisenstange lag daneben, mit der das Bandolenwerk vollbracht worden war. Von dem Täter war keine Spur.“

Die Tränen traten Henning in die Augen.

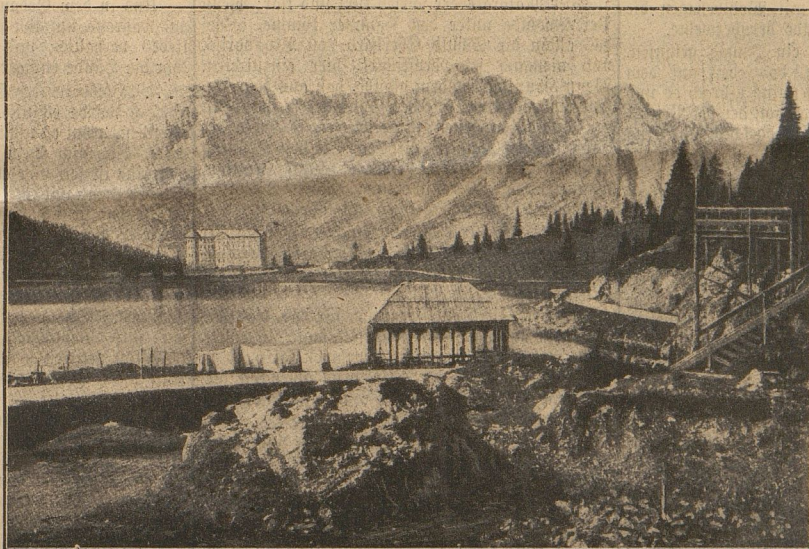
Tränen des Jorns — aber er sagte kein Wort, und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: „Das konnte nur einer getan haben, der in Mißgunst und Neid auf ihn blickte, nur einer: Wilhelm Hartung! Aber er nannte den Namen nicht.“

Nach einer Weile begann der Professor: „Wissen Sie übrigens, wer an mich geschrieben hat, als Sie krank lagen? Ihr Herr Onkel, der Graf Broddorff auf Wehlenburg. Er wußte, daß ich Ihr Freund sei, und erkundigte sich bei mir nach Ihrem Befinden. Ich habe ihm ausführlichen Bericht erstattet. Nein, bleiben Sie mir ganz ruhig, das war ich dem alten Herrn schuldig und Ihnen auch, mein lieber Freund. Und es sollte mich freuen, wenn der Miß, der Sie von Ihrer Familie trennt, wieder geschlossen werden könnte.“

Eine Woche später wurde Henning der Besuch seines Oheims gemeldet. Es gab ein ernstes Wiedersehen zwischen den beiden Männern. Mit festem Händedruck löschten sie die Vergangenheit aus, die zwischen ihnen lag.

So kam es, daß Henning nach Wehlenburg übersiedelte.

Es war ein neues Leben, das ihm aufging. Und seine Wangen bräunten sich, sein Blick wurde frei und klar, und die Kräfte kehrten ihm zurück. Er fühlte sich wie ein neuer Mensch, und hinter ihm lag die Großstadt wie ein drückender Alp, den er von sich geworfen.



Der Misurinasee im italienischen Teil der Dolomiten, hart an der Tiroler Grenze, bildete den Ausgangspunkt der misslungenen italienischen Angriffe auf Cortina und Schluderbach.

denke, es ist besser, ich hole es Ihnen gleich jetzt.“

Nun hielt Henning das Schreiben des Rechtsanwalts in der Hand, der ihn im Namen Hermines mitteilte, daß seine Klientin ihn beauftragt habe, mit dem Grafen in Verhandlungen wegen einer gütlichen Scheidung ihrer Ehe zu treten.

Mit einem schmerzlichen Lächeln schob Henning den Brief vor sich. Er wollte ihr keine Schwierigkeiten machen; sie sollte ihre Freiheit haben. Das war vorbei. — vorbei für immer.

Nach einigen Tagen durfte Henning seine erste Ausfahrt machen. Der alte Professor, sein ehemaliger Lehrer, holte ihn dazu ab. Im offenen Wagen fuhren sie durch den Tiergarten, der im schönsten Frühlingsgrün prangte. Ein leises Not



Die Erntezeit war vorüber gegangen, die Tage wurden kürzer, und es kam die Zeit, da der erste Schnee das flache Land bedeckte und in den Zweigen der Tannen lastete. In der Landwirtschaft war die Zeit der Ruhe gekommen.

Da hatte Henning den Dufel gebeten, sich ein unbekanntes Zimmer als Atelier einrichten zu dürfen. Kopfschüttelnd hatte der alte Herr nachgegeben, und nun arbeitete Henning Tag für Tag. Niemand wußte, was er vorhatte, in ihm aber lebte ein Bild, das er gestalten mußte. Und unter seinen Händen wuchs es aus dem Ton heraus. Er brauchte kein Modell. Lebendig stand es vor ihm. Und die Wochen flogen ihm dahin bei der Arbeit.

Weihnachten war gekommen. Da stand das Werk vollendet da in Gips geformt und leicht mit Bonjefarbe getönt. Und als die Weihnachtslieder verklungen waren und die Lichter halb herabgebrannt am Baume, da nahm Henning den Grafen am Arm und bat ihn, mitzukommen. Zum ersten Male betrat der alte Herr das Atelier. Schweigend führte ihn Henning vor das neuerstandene Werk.

Vom Tannengrün, mit dem die Wand geschmückt war, hob sich auf niedrigem Sokel eine herrliche Jünglingsgestalt mit schlanken Gliedern, stark und gerade, ein Abbild männlicher Kraft und jugendlicher Anmut: der wieder lebendig gewordene Fechter.

Erußten Auges betrachtete der Graf das Werk des jungen Künstlers. Dann reichte er dem Meßner beide Hände hin, und ohne ein Wort verstanden sich die beiden Männer, die sich in die Augen blickten in ehlicher Freude einer am andern.

Und wieder zog der Frühling ins Land. Der Märzwind trocknete die nasen Felder, und der Landmann bereitete die Saat vor. Graf Henning hielt zu Pferde bei den Arbeitern, die Entwässerungsräben durch die tiefer gelegenen Ackerflächen zogen. Er atmete mit Wohlbehagen die würzige Luft, die vom Walde herüberwehte.

Ueber die Felder kam ein Junge gelaufen. Er brachte ein Telegramm, das eben auf dem Schlosse abgegeben war! Henning erbrach es und erschraf, als er es las. Es war von der bei Peterswölde gelegenen Bahnstation abgegangen und trug die Unterschrift des ehemaligen Inspektors Lehmkuhl.

Baron von Broddorf tödlich verunglückt. Baronin in trauriger Lage zurückgeblieben. Niemand, der zu rathen weiß. Kommen Sie so schnell wie möglich zu Hilfe. Lehmkuhl.

Das war ein Hilferuf aus tiefer Not. Henning überlegte keinen Augenblick. Wenige Stunden später saß Henning auf der Eisenbahn und fuhr mit dem Juge über Hagenow nach Rakeburg, wohin er telegraphisch den Wagen bestellt hatte, der ihn nach Peterswölde bringen sollte.

Am Bahnhof empfing ihn Lehmkuhl. Der Mann war alt geworden in dem Jahre, seit Henning ihn nicht gesehen. Nun saßen sie nebeneinander auf dem leichten Wagen, vor dem ein Ackerpflug gespannt war. Und während sie durch die dämmernde Landschaft fuhren, über die der Abend herabsank, erzählte Lehmkuhl, was sich in Peterswölde zugefallen hatte.

Das Gut war schon seit Jahren überschuldet gewesen. Alles, was vom Vermögen der Frau hineingesteckt war, war längst verloren. Auch das für die Baronin sichergestellte Kapital auf der Bank war fort.

Nach dem Tode des Schwiegervaters, der keinen Penny hinterlassen hatte, da alles bei dem Bankrott daraufgegangen war, hatten die Gläubiger den Baron von Tag zu Tage gedrängt. Er war in die Hände der schlimmsten Rucherer geraten. Und dann, als er sich gar nicht mehr zu retten wußte, hatte er zu betrüblichen Wirteln gegriffen, um sich Geld zu verschaffen. Seine Manöver waren ans Licht gekommen, und man hatte ihn der Staatsanwaltschaft angezeigt. Da hatte er zur Pistole gegriffen. Draußen am Eickwald hatte man ihn gefunden.

Baronin Gisela war ganz ratlos gewesen. In ihrer Not hatte sie zu dem früheren Inspektor Lehmkuhl geschickt, der seit einem Jahr bei seiner Tochter in der nahen Stadt wohnte. Und Lehmkuhl war natürlich sofort gekommen. Aber auch er stand den Dingen hilflos gegenüber. Ihn fehlte vor allem den Gläubigern gegenüber die Autorität. Da mußte ein anderer herkommen. Er hatte sofort an Henning gedacht, und ohne der Baronin ein Wort zu sagen, hatte er telegraphiert.

Erschüttert stand Henning neben dem Totenbette. Es war noch kein Jahr her, daß er diesen Mann mit der Waffe gegenübergestanden hatte, und der Tod war dicht an ihm vorübergegangen. Nun lag der andere hier — kalt und starr, mit einer häßlichen Wunde in der Stirn, über die man ein Tuch gedeckt. Gefallen von eigener Hand.

Zwei Tage später wurde Freiherr Eberhard von Broddorf in der Familiengruft auf dem Dorfkirchhof beigesetzt. Und nun begann für Henning eine Zeit unermüdlicher Arbeit. Das eine freilich sah Henning klar: Das Gut war nicht zu halten, wenn nicht der größte Teil der Schulden bar herausgezahlt werden konnte. Und auch dann blieb Peterswölde noch belastet, und es mußte noch verfügbares Kapital beschafft werden, um die Wirtschaft auf eine neue Grundlage zu stellen. Woher aber sollte das Geld kommen?

Giselas Bruder in Wien hatte geschrieben, er könne nichts tun, da er selbst nach dem Bankrott mit kleinen Mitteln hatte von vorn anfangen müssen. Es schien keine Aussicht zu sein, das Gut zu halten.

Henning hatte dem Majorats Herrn auf Wehlenburg auf dessen ausdrücklichen Wunsch eingehenden Bericht erstattet. Eine Woche war vergangen, als die Post einen Brief des Grafen brachte.

Der Majorats Herr schrieb kurz und klar: Wenn Peterswölde unter den Hammer komme, so sei das allein die Schuld Eberhard von Broddorfs, und niemand sei verpflichtet, hier einzutreten. Wenn Henning trotzdem glaube, daß aus dem Zusammenbruch etwas für den Sohn des freiwillig in den Tod Gegangenen zu retten sei, so wolle der Graf um des Namens Broddorfs willen Henning nicht im Stiche lassen. Aber er, Graf Henning, übernehme die Verantwortung dafür. Wenn er das wolle, so sehe das Geld zur Verfügung.

Mit leuchtenden Augen brachte Henning der Baronin Gisela den Brief. Sie wurde blaß, als sie ihn las, und dann gab sie ihn mit trauriger Miene zurück.

„Haben Sie Dank, Henning, für das, was Sie an meinem Sohne tun wollen.“ jagte sie ruhig. „Ich darf das Opfer nicht annehmen. Es ist zu groß, als daß wir es im Leben zurückzahlen könnten. Ich will nicht, daß auch Sie in unser Schicksal hineingezogen werden.“

„Gisela.“ jagte er ernst, „wissen Sie nicht mehr, was wir in einer traurigen Stunde miteinander abgemacht? Wenn Sie einen Freund brauchen, wollten Sie auf mich zählen. So leicht lasse ich mich nicht aus meinem Freundschaftsrecht verdrängen.“

Sie sahen einander groß an. Eines las in der Seele des andern. Und ihre Herzen bebten leise, als ob ein Ahnen in ihnen wach wurde von Dingen, die der Mund noch nicht aussprechen durfte.

Graf Henning von Broddorf hatte alle Gläubiger befriedigt, teils durch Auszahlung, teils durch Stellung von Sicherheiten. Mit frischem Eifer ging er an die Aufgabe, das Gut auf eine neue, gesunde wirtschaftliche Grundlage zu stellen.

Nun ging ein frisches Leben an. Voll Arbeit und Mühe, aber auch mit froher Aussicht auf Erfolg. Und ganz allmählich wurde Henning selbst, der sich in zarter Rücksicht auf die Baronin im Verwalterhäuschen einquartiert hatte, ein Landmann durch und durch, der mit der Sonne aufstand und mit dem Inspektor und den Leuten um die Wette arbeitete, und dem das Braun der Gesundheit die Wangen färbte, wie es sich für einen echten Bauer jährt.

Als die Ernte herein war, erreichte auch Hennings Scheidungsprozeß ein Ende. Seine Ehe mit Hermine war gelöst. Er war ein freier Mann.

Und wieder war ein Jahr dahingegangen. Auf Peterswölde war eine neue Ordnung eingekehrt. Heinrich Lehmkuhl hatte das Vertrauen gerechtfertigt, das man in ihn gesetzt. Und die Baronin selbst hatte mit ruhiger Sicherheit die Fäden der Gutsherrschaft in die Hände genommen und wirtschaftete mit ihrem jungen Inspektor, daß die Nachbarn die Köpfe schüttelten.

Das hätten sie der zarten Frau niemals zutraut.

In diesem Herbst war Henning nach Süddeutschland gereist. Die Universität der alten Stadt, in der er schon einmal auf einige Tage gewohnt, feierte ihr zweihundertjähriges Jubiläum. In diesen Tagen wurde der herrliche Fechterbrunnen, den die in alle Welt zerstreuten, ehemaligen Söhne der alma mater als Festgabe gestiftet, feierlich enthüllt. Und als auf den Wind des Rektors die Linnen fielen und das gaudium aus Hunderten von jungen und alten Stimmen über den ehrwürdigen Hof erklang, in dessen Mitte, in Bronze gegossen, die stolze Jünglingsgestalt in ihrer nackten Schönheit sich erhob, — da fühlte Henning, wie das Herz ihm jähwoll vor ehlicher Freude über das wohlgelungene Werk. Ja, er war ein Künstler, das wußte er heute genau. Und er wollte sie nicht vergessen, seine schöne heilige Kunst. Aber er bedurfte ihrer nicht mehr zum Broterwerb. Auf eigener Scholle würde er einst als Landmann johlen. Der Gedanke hatte etwas Beglückendes für ihn. Doch als Freundin seiner stillen Stunden würde ihn die Kunst begleiten und über sein Leben ihre Weiblichkeit gießen.

Und in dem Gedanken nickte er seinem Fechter zu, während um ihn die Klänge des Studentenliedes verhallten und glückwünschende Menschen ihm die Hände entgegenstreckten.

„Hochverehrter Herr Graf von Broddorf!“

Ich würde es nicht gewagt haben, Ihnen zu schreiben, wenn es nicht die Bitte einer Sterbenden wäre, die mich dazu treibt. Meine Schwester Hermine ist seit vierzehn Tagen wieder zu Hause. Schwer krank und mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte hat sie sich herüber geschleppt. Arm und elend ist sie ins Elternhaus heimgekehrt. Was ihr an äußeren Glücksgütern durch die Erbschaft in den Schoß gefallen, hat sie verschwendet, und gewissenlose Menschen haben ihr den Rest genommen. Das Leben, das man hinter ihr liegt, hat ihre Gesundheit unergaben. Sie muß schrecklich gelitten haben in den letzten Monaten. Und nun, da sie sterben will, ist ihr einziger Gedanke der an Sie. Noch einmal möchte sie Ihnen die Hand geben und Sie um Verzeihung bitten. Sie weiß, daß niemand es so treu mit ihr gemeint hat, als Sie. Es wäre großmütig von Ihnen, wenn Sie den Wunsch einer Sterbenden erfüllten. Magda Ludmüller“

Diesen Brief fand Henning in Wehlenburg vor, als er von der Universitätsstadt heimkehrte. Er fuhr sofort zur Bahn, um noch den Nachtzug zu erreichen.

Als Henning in den Flur des Gasthauses trat, kam ihm Magda entgegen. Sie erkannte ihn sofort durch die Tränen, die in ihren Augen standen.

„Gut, daß Sie kommen. Sie klammert sich an das Leben und will nicht sterben, ohne Sie gesehen zu haben. Kommen Sie mit mir, Herr Graf, das Ende kam jeden Augenblick eintreten.“

Sie ging ihm voran. Er folgte ihr in das Zimmer, in dem Hermine lag. Sie hatten das Fenster auf der Kranken Wunsch weit geöffnet, so daß sie noch einmal in den leuchtenden Morgen sehen konnte und in den sieben Garten, in dem das bunte Herbstlaub von den Bäumen fiel. Frau Ludmüller kniete neben dem Bette, und ihr Mann saß stumm auf einem Stuhl daneben.

Der Arzt kam dem Eintretenden entgegen und flüsterte ihm leise zu: „Sie stirbt, sie hat nur auf Sie gewartet.“

Hermine hatte die Tür gehen gehört. Mühsam versuchte sie, den Kopf zu wenden. Da stand Henning neben ihr und beugte sich über das Bett. Sie öffnete die Augen weit und sah ihn an. Es war, als glänze es noch einmal auf in ihnen. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie vermochte nicht mehr zu sprechen.

Mit großer Bewegung streichelte Henning ihre Hand, die auf der Bettedecke lag, und nickte ihr zu. „Liebe, arme Hermine“ jagte er erschüttert. Da lächelte sie ihm mit schmerzverzogenem Gesicht an. Und plötzlich ging ein Zittern durch ihren Körper. Sie griff nach Hennings Hand, und er hielt die ihre. Und so Hand in Hand mit ihm sank sie in die Kissen zurück und starb. Und der Morgenmorgenstein grüßte vom Garten herein und hüpfte mit goldenem Schimmer über das Antlitz der Toten

Ein neues Jahr war gekommen. Die jungen Säaten grüntem weit und breit, und über Acker und Weiden, über Dorf und Wald ertug der Wind den frohen Schall der Sonntagsglocken. Auf dem Rajenplatz vor dem Peterswohlde Herrenhause war der junge Inspektor beschäftigt, an dem hohen Mast, der mit den Bäumen um die Wette aufwärts strebte, eine mächtige schwarz-weiß-rote Flagge zu hissen. Und als sie glücklich im Winde flatterte, da rief das junge Mädchen, das neben ihm stand, mit heller Stimme: „Sie weht! sie weht! wie das lustig aussieht.“

„Ich denke, unser Brautpaar wird seine Freunde daran haben.“ jagte Heinrich Lehmfuß befriedigt. „Und jetzt muß ich zur Bahn fahren, um den Herrn Grafen abzuholen.“

Er nickte ihr zu und ging. Magda Ludmüller aber eilte ins Haus, um der Baronin beim Anziehen zu helfen. Denn heute war ein großer Tag. Gestern abend hatte sich Gisela von Broddorff mit dem Grafen Henning von Broddorff verlobt. Heute sollte es dem ganzen Personal verkündet werden, und der Herr Landrat und der Herr Pastor mit ihren Frauen wurden zum Mittag erwartet.

Magda Ludmüller war nun schon den ganzen Winter über hier, seit die Eltern das Lokal verkauft und sich zur Ruhe gesetzt hatten. Der Arzt hatte gemeint, sie müsse einmal in ganz andere Umgebung kommen. Am besten aufs Land, dann würden die blaffen Wangen schon bald rot werden. Sie hatte zu viel zu Hause gehockt, und da hatte sich gut getroffen, daß die Baronin von Broddorff eine Gesellschafterin suchte. Magda hatte ihr gleich gefallen, und in einem halben Jahre war das Mädchen aufgeblüht wie eine junge Rose.

Niemand aber freute sich mehr darüber als der junge Inspektor Heinrich Lehmfuß. Und als er heute neben dem Grafen auf dem Wagen saß und auf Peterswohlde zufuhr, jagte der Herr zu ihm: „Nun kommen Sie daran, Lehmfuß, nehmen Sie sich ein gutes Beispiel an mir.“

Da lachte der Inspektor fröhlich vor sich hin: „Wer weiß, Herr Graf, — wenn sie mich will — an mir soll's nicht fehlen.“

Aber als Graf Henning jagte: „Wenn Sie wollen, mache ich den Brautwerber und frage heute an.“ — da schüttelte Heinrich Lehmfuß übermüdig den Kopf.

„Besten Dank, Herr Graf, aber das besorge ich doch lieber allein, wenn Sie einen verheirateten Inspektor haben wollen.“

Als im Sommer die Ernte hereingebracht worden, war die Hochzeit. Im kleinen Kreise nur ward sie gefeiert. Aber der Majoratsherr von Wehlenburg war dazu gekommen und hieß die junge Gattin seines Neffen willkommen als Mitglied des gräflichen Hauses. Es war eine wehmütige Freude, mit der er das Glück der beiden Menschen sah, die seinem Herzen so nahe standen.

Er selbst war einsam und allein. Sein Sohn war gestorben, und Henning sollte eines Tages, wenn er die Augen geschlossen, auf Wehlenburg einziehen als Erbe des Majorats. Vorläufig wollte das junge Ehepaar auf Peterswohlde wohnen, das einst dem Sohne Giselas zufallen mußte.

Das alles zog an des alten Herrn Seele vorbei. Und er seufzte leise. Und doch war es ihm ein Trost, daß er das Erbe seiner Väter in treue, starke Hände legen durfte, die es gut verwalten würden als ein heiliges, anvertrautes Pfand.

Der Graf ließ das Messer am Glase klingen, und alle sahen nach ihm hin, wie er hochaufgerichtet an der Tafel stand, das Eisenkreuz auf der Brust, über die der weiße Bart herabwallte. Und mit ersten Worten pries er das Glück der Jungvermählten und den weiten Kreis der Pflichten, die ihrer harrten.

Und als er zum Schluß das Glas erhob und zu den beiden hinüber sah, die seinen Worten lauschten, da glitt ein Lächeln der Freude über sein ehrwürdiges Gesicht und er nickte der jungen Frau zu, und dann dem Manne an ihrer Seite und schloß seine Rede mit erstem Nachdruck:

„Seid stark in der Liebe und treu in der Pflicht — Und groß im Denken und tapfer im Handeln. Dann schaben euch Sterne und Wetter nicht, Ihr werdet den Weg zum Ziele wandeln!“

Geschwister.

Roman von Martin Bauer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter half auch Auguste bei allen Hausarbeiten, wobei sie ohne alle Rücksichtnahme auf ihre feinen Fingerringen auch vor grober Arbeit nicht zurückschreckte. Sie träumte davon, Geld zu verdienen, viel, viel Geld, damit die Sorgenkinder in Mamas Gesicht sich wieder glätteten, sie wieder ihre wunderhübsche, jugendlich rosige Mama von früher wurde, a f die Lie stolz gewesen, ohne daß sie jemals den Mut gefunden hatte, es zu zeigen.

Eines Tages erwiderte die Frau Oberst, sie wollte hören und sehen, wie es um ihre Verwandten bestellt war. Sie stellte eine Menge ziemlich tactloser Fragen, und so widerwillig und knapp die Antworten auch gegeben wurden, eine kluge Frau wie sie hörte zu ungefähr alles aus ihnen heraus, was sie wissen wollte. Es war auch nichts dabei, was geeignet war, die würdige Frau zu überraschen, denn so hatte es ja kommen müssen. Die Schule des Lebens wird keinem Menschen erspart, auch die vernünftigsten müssen durch, so oder so. Der Gedanke erfüllte die Frau Oberst aus unklaren Gründen mit einer gewissen Genugtuung, aber dann siegte ihre Gutmütigkeit, und sie freute sich, in der Lage zu sein, Hilfe zu bringen. Dem Hilfe bedeutete es sicherlich, wenn sich wenigstens für eine der Töchter ein Unterkommen bot. Damit war wenigstens ein Anfang gemacht, und der Anfang ist bekanntlich immer am schwersten. Eine Dame ihrer Bekanntschaft — ihre Bekanntschaften beschrieben einen gewaltigen Kreis — suchte eine Gesellschafterin. Bedingungen: Gute Familie, angenehmes Aussehen, musikalische, namentlich gefangliche Ausbildung. Das paßte doch, als wäre es für Hortensie geradezu auf den Leib zugeschnitten. Die Frau Oberst war geneigt, darin so etwas wie eine Zügelung zu sehen, und gefiel sich nicht übel in der Rolle des gegenständlichen Engels. Zu ihrem Erstaunen waren die Bekanntschaften keineswegs so entzückt von dieser sich darbietenden Gelegenheit und hatten allerlei Bedenken. Die Dame, die bereit war, Hortensie in seinem Klange auch den jenseitigen Ursprung bürgerlichen Namen, sondern dieser Name konnte in seinem Klange auch den jenseitigen Ursprung unmöglich verleugnen. Nebenbei waren auch die Bedingungen recht bescheiden: freie Station und ein monatliches Taschengeld von 20 Mark. Das war eigentlich eine Lumperei, jedenfalls hatte

Hortensie von ganz anderen Einnahmen geträumt, wenn sie sich einmal in Gedanken mit der fatalen Notwendigkeit, Geld zu verdienen, beschäftigte.

Man zögerte, schwankte, überlegte, redete hin und her, und in einer Ecke saß Lie, von keinem beachtet oder auch nur bemerkt. Sie hatte die winzigen Hände gefaltet und vor die Brust gepreßt, und das schmale, blasse Gesicht drückte große Erregung aus. Da Hortensie zu keinem Entschluß zu gelangen schien, nahm Lie einen gewaltigen Anlauf und fragte mit zitterndem Stimmchen: „Wenn Hortensie nicht will, könnte ich dann nicht vielleicht an ihrer Stelle gehen? Ich möchte es so brennend gern, und ich würde mir so viele Mühe geben.“

Sie schwieg erschrocken und beschämt, denn lautes, spöttisches Lachen unterbrach sie. Es war ja auch lächerlich, daß Lie, die Kleine, das Kind, das voll zu nehmen noch keinem Menschen eingefallen war, sich plötzlich dazu berufen fühlte, etwas in der Welt zu leisten. Alle lachten, mit Ausnahme der Frau Oberst. Diese würdige Dame betrachtete Lie vom Wirbel bis zur Sohle, als sei sie eine Karität, aber dabei drückte ihre Miene Wohlwollen aus, und die Stimme klang merkwürdig sanft, als sie die Frage stellte: „Warum möchtest Du denn diese Stellung so gern annehmen, liebes Kind?“

Lie wurde purpurrot, ihre Augen verdunkelten sich. Ihr Herz schlug wie ein Hammer, aber wenn sie nun auch am liebsten das Halsband ergriffen hätte und davongelaufen wäre, so hielt sie sich doch tapfer und gab den freilich etwas verworrenen Bescheid, daß sie die Scheidung fühle, ein mögliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, daß sie gern arbeiten wolle, und daß ihr auch jede Art der Beschäftigung recht sei. Aber sie wisse wohl, daß guter Wille allein nicht genüge, und sie wüßte und vertünde so gar nichts. Sie habe nicht das kleinste Talent und käme neben ihren jähnen, bevorzugten Schwestern erst gar nicht in Betracht.

Bei diesen Worten brach ihre nur mühsam behauptete Fassung zusammen. Lie ward zu einem richtigen Säufchen Unglück, verdroh sich förmlich in sich selbst und schluchzte fassungslos in das kleine weiße Lätzchen hinein, das sie aus der Tasche hervorgezerrt hatte. Es war eine peinliche Szene. Die Mama versuchte ein paar Entschuldigungen, Alexandra tätschelte der Kleinen beruhigend das Köpfchen, dem noch immer nach Kinderweise der schwere, braune Pops im Nacken hing, und Hortensie überwand alle Bedenken, die sich noch eben gleich einer unübersteiglichen Mauer vor ihr aufgerichtet hatten, und sagte den großen Entschluß, die Gesellschafterin der Frau Kommerzienrat Mannheimer zu werden.

Sie hatte überlegt, so rasch es ihre etwas schwerfällige Art gestattete, daß sie es immerhin versuchen könne, und daß am Ende alles dem ewigen Zusammenfließen mit Mutter und Geschwistern, dem gleichmäßigen, langjamem Abwickeln des öden, ereignislosen Tages vorzuziehen sei. Sie war jung, schön und vornehm. Sie gehörte in die Welt hinaus, unter Menschen, die ihre Vorzüge zu schätzen mußten. Sie richtete ihre stattliche Figur noch höher auf, und ihre matten Augen belebten sich, als sie so mit plötzlich erwachter Siegeszuversicht in die Zukunft gleichsam voraussah.

„Es ist gut!“ jagte Frau von Mehrbrink kopfnickend, mit einem Gesicht, als sei dieser Entschluß, das natürlichste Ding der Welt. „Ich werde mit Frau Kommerzienrat Mannheimer sprechen und Dir mitteilen, welchen Tag und welche Stunde sie Deiner persönlichen Vorstellung entgegensteht.“

Bei diesen Worten blühten sich Hortensies feine Rajenflügel etwas empfindlich, aber sie waren mit einer Selbstverständlichkeit gesprochen worden, gegen die schlechterdings nicht anzukommen war, und die Dame hatte es nun auf einmal auch eilig mit dem Verabschieden. Sie warf einen raschen Blick auf ihre Uhr, die sie an einer schwarzen Schnur trug, aber neben Lie, die noch immer in

Tränenjchauern schwelgte, blieb sie stehen und sagte kurz, aber nicht unfreundlich: „Stell' das Seulen ein, Kind, Tränen haben keinen Zweck, sie schaffen nichts, verderben Dir nur die Augen. Gesunde, scharfe Augen braucht aber der Mensch, der im Leben vorwärtskommen will, und es ist mir fast so, als wolltest Du das. Komme morgen nachmittag um 5 Uhr zu mir, ich habe mit Dir zu reden.“

Der Sommer hatte seinen Höhepunkt überschritten. Die Rosenbäumchen in Herrn Schulzes kleinem Gartenparadies, die mit einer Sorgfalt gepflegt wurden, als wären sie ungefähr stängelfinder, brachten es nur noch zu vereinzelt Blüten, dafür begann es sich bereits lustig unter den herblichen Blumen zu regen; die farbenprächtigen, aber geruchlosen Astern und Dahlien fingen an, ihre bunten, leuchtenden Gewänder ein wenig prahlerisch zu zeigen.

Manderlei Veränderungen hatte die Zeit gebracht. Hortense war wirklich Gesellschafterin im Mannheimerischen Hause geworden, und sie hielt auch überragenderweise aus, nicht etwa aus Pflichtgefühl, sondern weil der üppig reiche, fast vornehme Zuchtwitz des Hauses ihr behagte, ebenso wie sie das rege gesellschaftliche Leben dort festsetzte. Die Mannheimerer waren schon seit zwei Generationen getauft, sie waren lebenswürdige, wirklich feingebildete Leute, und sie hatten ihren Verkehr in den allerbesten Kreisen der Stadt.

Clina, die einzige Tochter, war an einen adligen Rittergutsbesitzer verheiratet gewesen und war nach kurzer Ehe an einer Lungenerkrankung gestorben. Von diesem Schicksal konnte sich Frau Mannheimer nie wieder so recht erholen. Sie alterte seitdem merklich und konnte das Alleinsein nicht mehr vertragen. Ausschlaggebend war bei Hortenses Engagement der Umstand gewesen, daß Hortense in Art und Wesen auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der teuren Toten zeigte. Frau Mannheimer verlor kein junges weibliches Wesen in ihrer Nähe, das irgendwie oder irgendwann einmal an Clina gemahnte.

Ihre letzte Gesellschafterin hatte sie aus dem Grunde ganz plötzlich entlassen, weil ihr Lachen eine ähnliche Mangelart hatte wie das der Toten, außerdem hatte diese junge Dame auch eine gewisse Ähnlichkeit in der Art, sich zu bewegen, den feinen, dunkelhaarigen Kopf zu tragen. Solange Marietta Weber nicht gelacht hatte, ließ sich das ertragen, ihr Lachen, dieses tiefe und dabei glotzenreine Lachen sprach ihr das Urteil.

Hortense hatte nichts, aber auch nichts gemeinsam mit dem schlanken, feingliedrigen, glänzigen Geschöpf, dessen Abbild nur in dem Allerheiligsten von Frau Mannheimer zu finden waren, dem kleinen Erkerzimmer mit den abgestumpften Ecken, in das nur die vertrautesten Freunde Einlaß erhielten.

Hortenses blonde, üppige Schönheit wirkte auf Frau Mannheimer nervenberührend, ebenso die langsame, etwas schwere Art ihrer Bewegungen, die doch dabei nicht ohne Anmut waren. Clinas Stimme hatte einen tiefen, warmen Ton, die von Hortense war hoch und silberhell. Weder beim Sprechen noch beim Singen oder Lachen hätte das Ohr auch nur einen Schimmer von Ähnlichkeit herausfinden können. Das war die Gefahrin, die Frau Mannheimer angenehm war, und sie überließ deshalb so manches, was ihr an Hortense nicht immer gefallen wollte.

Hortense benahm sich in dem fremden Hause ungefähr so, als sei sie ein Gast, der besondere Ehrungen zu beanspruchen habe. Stets war sie dessen eingedenk, daß es für eine Baronesse Befindungen, allen Umständen zum Trotz, Herablassung sei, sich dem Mannheimerischen Hausstande einzufügen. Daß sie eine abhängige Stellung einnahm, bezahlte wurde, und daß demgemäß gewisse Obliegenheiten auf sie entfallen könnten, machte sie sich absichtlich nicht klar.

Herr Mannheimer war ein von Geschäften überhäufte Mann, für den diese Geschäfte sozusagen das Lebenselement bedeuteten. Er stand dem Hause in angemessener Weise vor, wenn es galt, nach außen zu repräsentieren, er nahm auch an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten teil, aber damit war auch für ihn der Begriff von Familienleben vollkommen erschöpft. Er hielt sich nichtsdestoweniger für einen ausgezeichneten Gatten und Vater, weil er seiner Gattin keine Beschränkungen auferlegte, sie konnte so viel Geld ausgeben, wie sie nur wollte, sich alles kaufen, wonach ihr Lutz und Luise stand, und es war ihm nie eingefallen, den Werdegang seiner beiden Söhne zu beeinflussen. Kindererziehung war Frauen Sache, davon hielt er sich fern, und die Berufswahl stand ihnen frei, denn nach einem sogenannten Privatstudium hatten Kommerzrath Mannheimers Söhne es nicht nötig, sich anzutun.

Arved, der ältere, hatte sich diese väterliche Nachsicht zunutze gemacht, und wenn er auch schon die verschiedensten Studien betrieben hatte, so hatte er doch noch nie auch nur einen bescheidenen Bissen Brot damit verdient. Er lebte im elterlichen Hause, wenn er sich nicht, was recht oft der Fall zu sein pflegte, auf Reisen befand. Er hatte manderlei studiert oder auch nicht studiert. Erst Medizin, dann Jura, eine Zeitlang hatte er sich zum Literarhistoriker berufen gelassen und war, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, doch eines schönen Tages als neugeborener Dr. phil. in das elterliche Haus zurückgekehrt. Er war glänzend begabt, und hatte er gewollt, oder vielleicht gemocht, er hätte wohl Großes im Leben erreicht. In den gegebenen Verhältnissen lagen seine Gaben und Fähigkeiten brach, er zerplitterte sein Können, und sein Wissen war, trotz des Doktorhütes, nichts als eitel Stuchwerk.

In letzter Zeit hatte er sich der Literatur in die Arme geworfen und war unter die Schriftsteller gegangen. Einige amüsante Manuskripte von ihm hatte eine der meistgelesenen heimischen Tageszeitungen unter dem Strich gebracht. Ob wirklich die Leistung für sich sprach, oder ob der wohlbekannte Name Mannheimer das Zeugnis dazu tat, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hatte Doktor Arved Mannheimer Erfolg mit diesen Erstlingen seiner Mühe, und der Erfolg hat eine eigene bescheidende, unwirrende Macht. Arved war seither wie von seinem Leben davon überzeugt, daß er zu den Ausgewählten gehöre, daß er über kurz oder lang einer der leuchtenden Sterne am Literaturhimmel sein werde. Er trug sich mit weiterschauenden Plänen, nur war er sich noch nicht schüchtern darüber, ob es ein Trauma oder ein Roman werden solle, niedriger steckte er sich sein Ziel nicht mehr.

Er setzte heute einen Plan, um ihn morgen wieder zu verworfen, betrißelte etliche Bogen Papier mit seiner feinen Handschrift und kam zu dem Schluß, daß seine Ideen erst ausreifen müßten, bevor er sie der staunenden Welt unterbreite. Diese notwendige Reife herbeizuführen, dünkte ihm als sicheres Mittel, auf Reisen zu gehen, er fühlte sich zudem an jedem anderen Orte der Welt wohler als gerade in seiner Vaterstadt. Mit der guten, alten Stadt hätte er sich schließlich noch abgefunden, aber er verlor die Atmosphäre seines Vaterhauses schlecht. Sie wirkte bestemmend auf ihn, lähmte, wie er sich's einredete, den Flug seiner Phantasie.

Also Arved Mannheimer war wieder einmal auf Reisen, und da das alte Europa für diesmal seinem Tatendrang nicht genügte, war er für die Dauer von etlichen Wochen so ein bißchen nach Amerika hinübergefahren. Diese Wochen dehnten sich nun schon längst zu Monaten aus, und noch immer verlaute nichts von seiner Rückkehr.

Die Eltern suchten das nicht sehr an, eine eigentliche Lücke im Hauswesen entstand durch seine Abwesenheit nie. Frau Mannheimer hatte nur mit fanatischer Liebe an der einzigen Tochter gehangen, die Söhne blieben ihr ziemlich fremd, und ihr Gemahl war überhaupt eine kühle Natur

und verfügte über einen sehr bescheidenen Schatz an zärtlichen Gefühlen.

Thilo, der zweite Sohn, stand noch im Anfang der zwanziger Jahre, er war in jeder Beziehung — innerlich sowohl wie äußerlich — das direkte Gegenteil seines älteren Bruders. Arved war ein hübscher, stattlicher Mensch, groß und schlank gewachsen, in Erscheinung und Wesen nie den Gentleman verleugnend, der Rücksichtnahme beanspruchte, aber auch jederzeit und jedermann gegenüber solche gewährte.

Thilo war klein, häßlich und unanheimlich. Er hatte eine Rückenverkrümmung, die ihn im Wachstum zurückgehalten hatte, der gegenüber sich alle ärztliche Kunst machtlos erwies und die stets bemerkbar blieb, auch dem allerbesten Fleißungskünstler Trotz bietend. Dabei war Thilo, wie so oft unschöne Menschen, maßlos eitel, er litt unter den Mängeln seiner Erscheinung, er beneidete seinen Bruder glühend, und es gab Zeiten, da dieser Reid sich zu einem förmlichen Haßgefühl steigern konnte. Er fühlte sich immer dann am wohlsten, wenn Arved abwesend war, und es war für ihn eine sehr günstige Fügung des Schicksals, daß das reichlich oft der Fall war.

Arved seinerseits war dem Bruder gegenüber entschieden nett, er mochte ihn sogar gut leiden und hatte nicht ungern die Beschränkung weitergespielt, zu der er sich schon in seinen Knabenjahren dem um sieben Jahre jüngeren und immer schwächeren Bruder gegenüber berufen glaubte.

Aber das ließ sich Thilo nicht mehr gefallen, seitdem er selber die Kinderstube verließen hatte, denn alles, was wie Nachsicht und Mitleid ansah, hatte für ihn einen sehr bitteren Beigeschmack und war geeignet, sein ohnehin leicht erregbares Blut in eine Art von gelinder Nasererei zu versetzen.

Im Gegensatz zu seinem Bruder, der kaum mehr war als ein eleganter Müßiggänger, war Thilo von Arbeitseifer förmlich besessen. Aber weder lodten ihn die künste noch die Wissenschaften, trotzdem er ganz ungewöhnlich musikalisch begabt war, sein Sinn war nur auf den Gelderwerb gerichtet. Er operierte am liebsten mit Zahlenreihen, die gar nicht vielstellig genug sein konnten, und war, seiner Neigung entsprechend, nach glücklich bestandenen Abiturnum in ein Bankgeschäft eingetreten. Er war kein Freund vom Reiten. Nur ein paar europäische Großstädte hatte er sich angesehen, weil er das für unerlässlich hielt, denn dergleichen gehört gewissermaßen zur allgemeinen Bildung. Gleicher der Vater ihm daselbe zugestanden wie seinem Bruder, verzichtete er aus freien Stücken darauf, ohne es doch Arved zu gönnen. Es gab bedauerlicherweise überhaupt nicht viel, das er dem Bruder gönnte hätte.

Arved war ein großer Damenfreund, er schätzte das weibliche Geschlecht und war eigentlich niemals so ganz ohne gewisse zarte Beziehungen. Für Thilo war alles, was Röcke und lange Haare trug, gar nicht vorhanden bis zu dem Tage, da Hortense in seinen Gesichtskreis trat.

Es war, als ginge von dem großen, blonden, üppigen Mädchen ein Zauber auf ihn aus, der ihn ganz und gar umspann, ihm den sonst so nüchternen Kopf verwirrte. Daß sie selbst ihn dabei fast ganz überließ, von seiner Existenz kaum Notiz nahm, trug nicht dazu bei, sein erschüttertes Gleichgewicht wiederherzustellen.

Er, der sich sonst nie um seine Mutter beunruhigt hatte, gefiel sich plötzlich in der Rolle des zärtlichen Sohnes und widmete ihr jede freie Stunde. Er hatte deren genug, wenn er nur wollte, und jetzt wollte er eben. Sicher ahnte Frau Mannheimer, welchem Umstande sie die so plötzlich erwachte Anhänglichkeit ihres Sohnes zu danken hatte, als kluge Frau enthielt sie sich jedoch jeder Bemerkung, und Hortense blieb in Wahrheit völlig unbesungen. Wie wäre ihr der Gedanke gekommen, daß dieser häßliche, verwachsene Mensch, der mehrere Jahre jünger war als sie selber, sie mit begehrlischen Augen anzusehen wagte!

Das jacht Hortenje nicht an, und sie ging in unzerstörbarer Seelenruhe ihren Weg weiter, bis auch für sie der Tag kam, da ihre schöne Gemütsruhe wankte, da sie die Erfahrung machen mußte, daß ihr Herz nur deshalb bislang seinen ruhigen Schlag bewahrt hatte, weil ihr einfach derjenige noch nicht begegnet war, der die Fähigkeit besaß, ihn zu beschleunigen.

Das war Manfred von Kottwitz vorbehalten, dem Schwiegerjohn des Hauses, der Sohnesrechte behalten hatte trotz seiner Wüsterhaft, aber zuviel guten Geschmack hatte, um jemals darauf zu pochen. Er war überhaupt ein Mann von Geschmack, das bewies er durch seine Art, sich zu geben, durch seine Lebensführung, das hatte er nicht zuletzt durch die Wahl seiner Gattin bewiesen. Elvina Mannheimer war in der Tat sehr reizend gewesen, so reizend, daß sie des goldenen Hintergrundes kaum bedürft hätte, um begehrt zu werden. Sie war auch nicht nur oft genug begehrt, sie war auch aufrichtig geliebt worden. Ob auch von ihrem nachmaligen Gatten? Das war etwas, worüber die Ansichten gewaltig auseinander gingen. Viele Menschen hielten das für so selbstverständlich, daß sie jederzeit bereit gewesen wären, die Hoffie darauf zu nehmen, aber ihnen standen mindestens ebenso viele gegenüber, die ungefähr das gerade Gegenteil behaupteten. Allen Anschein nach war die Ehe außerordentlich glücklich gewesen. Daß Elvinas Lachen seltener geworden war, war begreiflich. Der Mensch wird eben älter, und damit nehmen die Zeiten kindischer Glückseligkeit, unbefümmerten Frohsinns ein Ende.

Sicher ist, daß Elvina bestrebt war, bei keinem Menschen Zweifel an ihrem vollkommenen Glück aufkommen zu lassen, und daß Manfred von Kottwitz sich einem Anfall wilder Verzweiflung hingab, als der Bürger Tod, ungerührt durch Elvinas Jugend und Liebreiz, sie in seine Knochenarme nahm.

Aber seitdem waren drei Jahre vergangen, und drei Jahre sind eine lange Zeit. Der Zeitraum hatte genügt, um den jungen Witwer zu kräften, und wenn er auch gelegentlich unter einem melancholischen Augenaufschlag, der ihm übrigens vorzüglich stand, die Behauptung aufstellte, nichts läge ihm fernier als der Gedanke an eine Wiederverheiratung, so brauchte das keine auf Treu und Glauben hinzunehmen.

Vom ersten Augenblick an hatte er auf Hortenje tiefen Eindruck gemacht, der bei der Schwermütigkeit ihrer Natur sehr viel tiefer ging und fester haftete, als dies sonst bei ersten Eindrücken der Fall zu sein pflegt. Und Hortenje hatte die Mitte der Juangit erreicht, und noch niemals hatte die Liebe in ihrem Leben eine Rolle gespielt!

„Wie gefällt Dir meine neue Gesellschafterin?“ fragte Frau Mannheimer den Schwiegerjohn, und Manfred gab darauf die gleichgültige Antwort: „Vishen mäßig, etwas gar zu viel Körperlichkeit, aber im ganzen nicht übel.“

Diese Worte waren ganz aufrichtig gemeint, sie gaben genau den Eindruck wieder, den er empfunden hatte. Aber er hätte kein Mann, kein eitles Mann sein müssen, sollte er es nicht bemerken, daß sein bloßes Erscheinen genigte, um Hortenies Seelenruhe gründlich zu zerstören. Das schmeichelte ihm, denn wenn er auch an Erfolge bei Frauen gewohnt war, Hortenje war doch nicht die erste beste. Hortenje gab sich übrigens Mühe, ihrer Gefühle, die sie durch ihre Neuheit und Heftigkeit erschreckten, Herr zu werden, es vor allen Dingen keinen Menschen ahnen zu lassen, wie es um sie stand.

Das gelang ihr vielleicht allen Menschen gegenüber, nur Manfred von Kottwitz mußte Weisheit. Er hatte sichere Anzeichen dafür, daß ihre Ruhe nur äußerlich war, daß in ihrem Innern aber ein Feuerbrand lag, tiefer und tiefer fressend. Ein leichtes Zittern der Wimpern, wenn er das Zimmer betrat, ein tiefer Atemzug, der die feinen Halsflügel blähte, eine etwas unwillkürliche nachweise Bewegung des Kopfes, das waren alles Dinge, die für ihn eine deutliche Sprache redeten.

Er behielt aber seine Weisheit für sich, obgleich er sich noch nicht darüber schlüssig war, ob er Vorteil daraus zu ziehen gedachte oder nicht.

Frauen von dem Schlage Hortenies ließen ihn eigentlich kalt, immerhin war er nicht blind für ihre Vorzüge, und es belustigte ihn und stärkte sein Selbstgefühl, daß er mühelos jederzeit das erreichen konnte, wofür sein teurer Schwaiger Itho seine Seligheit verwettet hätte. Er war Itho nicht gewogen, nannte ihn bei sich nie anders als eine Krämeriecke und fand es sehr erprießlich, ihm einen Koffen zu spielen.

Warum sollte er also die sich anbietende Gelegenheit nicht an Schopie fassen, indem er auf unmerklich feine, aber sichere Weise das Feuer schürte, das in Hortenje brannte? Es galt einen Spaß, seiner selbst war er sicher, ihm hatte sein Gefühl noch nie einen Streich gespielt, also — warum nicht?

Hortenje wurde bei ihren Angehörigen ein immer seltenerer Gast. Seitdem sie in Manfred



Die „Silberne Spange“ zum Eisernen Kreuz.

Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse vom Jahre 1870/71, die sich im jetzigen Kriege ausgezeichnet haben, erhalten eine silberne Spange gleichsam als Belohnung, daß dem Inhaber das Eiserne Kreuz verliehen worden wäre, wenn er es nicht schon bebesen hätte.

von Kottwitz einen Magketen gefunden hatte, der sie an das Mannheimerische Haus sesselte, fühlte sie sich behaglich darin, und hatte es demnach nicht mehr nötig, sich daheim über das menschenunwürdige Dasein, das sie führte und das sie nun ganz gewiß die längste Zeit ertragen habe, bitter zu beklagen. Man sie überhaupt, so blieb sie immer nur kurze Zeit, als könne sie sonst etwas veräumen; dabei war sie merkwürdig zerstreut und interesselos für alles, was nicht mit ihrer eigenen Person in Verbindung stand. Daß sich Alexandra nach langem Schwanken entschlossen hatte, Krankenpflegerin zu werden, fand sie ganz in der Ordnung. Für sie selber wäre das freilich nichts gewesen. Ihr graute bei dem bloßen Anblick Schmerzeranker, und der Geruch von Joch, Jodjodform, Karbol und dergleichen fiel ihr auf die Nerven. In Wahrheit war Hortenje nicht im mindesten nervös, und gerade deshalb liebte sie es, damit zu kokettieren.

Etwas merkwürdiger fand sie es, daß sie eine Handelschule besuchte. Aber schließlich, warum nicht? Es war ja nur Lie, und Großes konnte man von Lie nicht erwarten.

Jedenfalls fand sich Hortenje mit einem Abschlucken und ein paar sflüchtigen Worten damit ab, während ihre Gedanken an den Blicken herumrästelten, mit denen Kottwig sie gestern des öfteren gestreift, während er sich annehmend sehr interessiert mit seiner Schwiegermutter unterhielt.

Sie bemerkte darüber nicht, daß sie viel gereifter als früher erschien, daß sie den Kopf sicherer auf den schmalen Schultern trug und die schädlerne, edlige Kindlichkeit ein wenig abzustreifen begann. Es fiel ihr auch nicht auf, daß in Alexandras Wesen eine unruhige Spannung gekommen war, daß ihr Lachen lauter und häufiger als sonst ertönte, ihre Augen ein seltsam flackerndes Feuer zeigten. Auch die anderen beachteten das nicht, weil jeder zu sehr mit sich selber beschäftigt war. Sie ging vollkommen in ihren Unterrichtsstunden auf, ias auch zu Saue fast beständig über ihren Büchern und Heften. Sie glühte vor Arbeitseifer und war Frau von Mehrbrint von Herzen dankbar, da sie mit ihrer Fürsprache verstanden hatte, den Ball von Vorurteilen, der einem kaufmännischen Beruf entgegensteht, endlich siegreich zu überwinden. Uebrigens hatte auch Herr Friedrich Schulze der kleinen Lie auf seine Weise tapfer beigekstanden, wie sich denn überhaupt zwischen ihr und dem ehrenwerten Herrn allgemach ein Freundschaftsverhältnis anzupinnen begann. Die Mama litt das schweigend. Ihr Hochmut erwiebs sich den ungünstigen Verhältnissen gegenüber am wenigsten dauerhaft.

Ihr fehlte eben die Elastizität der Jugend, und die beständige Sorge um die Zukunft, das ewige Rechnen, das doch niemals ein zufriedenstellendes Resultat ergab, machten sie müde, alt und krank.

Adalbert stieg ins Gramen, an Stelle der nötigen Kenntnisse nur mit Selbstvertrauen ausgerüstet, und fiel mit Ach und Krach durch. Unter anderen Verhältnissen wäre das für den jungen Herrn eine wohlthuende Lehre gewesen, so wie die Sachen aber standen, wurde es von der ganzen Familie als ein wirkliches Unglück empfunden.

Sie hatten alle naiv geglaubt, daß mit glücklich bestandnem Gramen ihm die Pforte ins Leben offenstand, ohne darüber klar zu sein, auf welche Weise dies geschehen sollte. Nun er durchgefallen war, dachte es ihnen, als sei diese Pforte für ewige Zeiten zugefallen, als sei es nun mit allen seinen Ausichten für immer vorbei.

Adalbert ließ sich durch die verzweifeltsten Tränen seiner Mutter so weit treiben, daß er behauptete, sich mit Selbstmordgedanken zu tragen. In Wahrheit war ihm diese Idee schon erst zugefallen, und ihre Verwirklichung lag in nebelhafter Ferne, aber er fand Geschmack daran, als er den Effekt vernahm, den er damit erzielte. Jeder Vorwurf gegen ihn ward dadurch im Keime erstickt, dagegen wurden Menschen und Schicksal mit wilden Anklagen überhäuft. Dieses boshafte, hämische Schicksal, das es darauf abgesehen zu haben schien, gerade die Weltlings zugrunde zu richten.

Baronin Eugenie schloß den Revolver fort und hielt es für ihre mütterliche Pflicht, dem Sohne nicht von der Seite zu gehen, da seine Miene an düsterner Entschlossenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Zufall hatte Hortenje herbeigeführt, und sie steckte nun mit Alexandra im Nebenzimmer den Kopf zusammen. Lie ias dabei über ihren Büchern. Sie schrieb, aber Träne um Träne rann langsam und schwer an ihren Wangen herab. War es wirklich nur der gefällige Zufall, der zu diesem kritischen Zeitpunkt Herrn Friedrich Schulze an die Tür pochen ließ? Eine Wohnungsangelegenheit, herzlich niedrig an sich, in jeder beliebigen Viertelstunde zu erledigen, gab den Vorwand ab, und in der Verwirrung des Augenblicks dachte kein Mensch daran, diesen überflüssigen Besucher zurückzuweisen.

Schließlich war er gar nicht so überflüssig, denn es bedeutete für die meisten eine Erleichterung, sich gegen jemand aussprechen zu können, sei er, wer er sei.

Wer es der Frau Baronin Veltlingen vor einem kurzen Jahre prophezeit hätte, daß sie den ehemaligen Schlächtermeister Friedrich Schulze zum Vertrauten bei ihren intersten Familienangelegenheiten machen werde, den hätte sie mit dem hochmütigsten Lächeln abgefunden, das ihr je zu Gebote stand. Heute geschah dieses Unerhörte, und es muß zu Herrn Schulzes Ehre gesagt sein, daß er sich überraschend taftvoll und zurückhaltend zeigte, nicht durch unangebrachte Neugier belästigte, und nur so viel Fragen stellte, wie nötig waren, um seine freundschaftliche Anteilnahme zu erweisen.

So lange hatte Frau von Veltlingen geschwiegen, immer nur geschwiegen, alle ihre Sorgen und Kümmernisse — und deren gab es nicht wenig — mit sich allein herumgeschleppt, es war ihr eine Wohlthat, sich endlich einmal ausprechen — ausprechen — zu dürfen.

Das tat sie denn auch heute in ausgiebiger Weise. Ihre schöne, vornehme Ruhe war dahin, wilde, aufgeregte Hast löste sie ab, die Worte stürzten ihr von den Lippen, und während ihre Augen trocken blieben, erschütterte ein krampfhaftes, hysterisches Schluchzen ihren Körper.

Adalbert versuchte wohl anfänglich, der Mutter Einhalt zu tun, aber ebenso leicht wäre es gewesen, einen vom Felsen herabstürzenden, schäumenden Gießbach mit der Hand einzudämmen. Von der Unpflöigkeit seiner Bemühungen überzeugt, zog er sich zurück und beiseitete die Augen mit der Hand. Er bemühte sich, seine Fassung zu behaupten, aber ihm war scheußlich zumute, und die Entschuldigungen der Mutter, die so deutlich den Stempel der Wahrheit trugen, dienten nicht dazu, sein bedrängtes Gemüt aufzuheitern.

Herr Friedrich Schulze hörte achtungsvoll zu, den büchigen, grauen Kopf ein wenig geneigt, mit den plumpen, behaarten Fingern in dem Bart herumwühlend, der gleich einer Halskrawatte das fette Kinn umrahmte. Er hatte sich bemerkenswert fein gemacht, trug einen noblen Tuchrock, der auf einer eleganten Figur ganz anders zur Geltung gekommen wäre, und von einer schillernden, weinroten Seidenweste hob sich etwas prahlterlich, aber außerordentlich vertrauensweckend eine fingerdicke, massiv goldene Uhrkette ab.

„Sich — hm!“ machte er zuweilen, und diese farge Meinungsäußerung drückte eine ganze Zirkelreihe von Empfindungen aus. Ganz und gar überraste es ihn nicht, was er da zu hören

bekam, obgleich er sich so gottschämmerlich die Verhältnisse denn doch nicht vorgestellt hatte.

Eigentlich war er ein rechter Narr, daß ihm gerade die Verbindung mit dieser Familie als erstrebenswertes Ziel vor Augen schwebte, denn er hatte so eine Ahnung, als werde der Zeitpunkt eintreten, wo ihm die ganze Gesellschaft auf der Tasche lag. Nein doch, die ganze Gesellschaft nicht, die Kleine, die war ein anderer Schlag. Die half sich selber weiter, die wollte und konnte arbeiten, und die Sorte macht ihren Weg.

Ja, die Kleine — er verlängerte sich ihren Namen zum Privatgebrauch in Liese — war ein famozer Kerl. Schade, daß er nicht einen Sohn hatte, die hätte er gleich zur Schwiegertochter gemacht. Hier mußte er über sich selber lächeln, weil ihm einfiel, daß er sich eben erst im stillen einen Narren genannt hatte, weil er darauf ausging, sich mit den Veltlingens zu verknüpfen, während er es jetzt bedauerte, daß es nicht gleich auf doppelte Weise angängig war.

Seine Mißa hatte diesen Gang nach allem, was fein und vornehm war, von ihm, aber sie hatte es besser, als ihr Vater es in der Jugend gehabt hatte, sie konnte diesem Gange nachgehen, die Mittel erlaubten es ihr.

Er betrachtete Adalbert, verstoßen prüfend, und diese Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Der junge Baron Veltlingen war eine einwandfreie, wirklich vornehme Erscheinung — es war sonderbar, aber es war doch so — Herr Friedrich Schulze hatte den Blick dafür und hatte seine Freude an solchen Erscheinungen. Auch hübsch genug war der Schlingel, um es begreiflich zu machen, daß sich sein Mädchel, seine Einzige, so in ihn vergafft hatte, daß sie behauptete, ohne ihn sei ihr das ganze Leben keinen Pfifferling wert, sie wäre fähig, es von sich zu werfen, wie einen alten Handschuh.

Miße las zu viel Romane und lief oft ins Theater, daher diese überspannten Ausdrücke. Der biedere alte Herr nannte es zwar überspannt, aber er schmunzelte doch vergnüglich darüber. Das hübsche Ueberspanntheit fand mit ihrer Verheiratung ihr natürliches Ende — ihrer Verheiratung — „hm, ja!“ — Aus welchem Grunde war er denn die zwei Treppen zur Veltlingenschen Wohnung emporgeklüffert, obgleich ihm Treppensteigen an sich ein Greuel war, sinitmalen er ein wenig athematisch veranlagt war! Aber was tut ein Vater nicht für sein Kind!

Er hielt die achtungsvolle Miene fest und machte den geduldigen Zuhörer bei dem nicht endemwollenden Mägeliede der Gnädigen. Er hatte indessen so gute Gelegenheit, seinen Gedanken nachzuhängen, und obgleich Nachdenken nicht seine Sache war, so grübelte er doch jetzt ernstlich darüber nach, wie er seine Sache am besten in die Wege leiten könne.

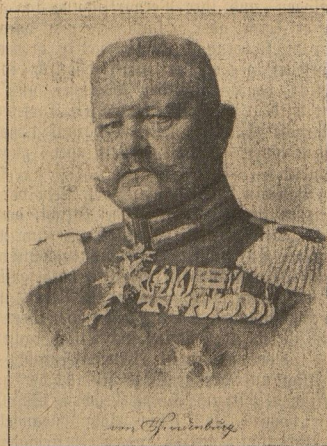
Er hatte sich's leichter gedacht; unten in seiner Wohnung, in der Gesellschaft von Gattin und Tochter war er davon überzeugt gewesen, daß er den Veltlingen gegenüber die erhabene Rolle des Gebenden, des Wohlthäters zu spielen berufen sei.

Diese Ueberzeugung war allmählich verichwunden, sein Selbstbewußtsein geriet ins Wanken, er mußte nun um die Welt nicht, wie er seinen Vorstoß herausbringen sollte. Zum Ueberfluß fiel ihm auch noch ein, daß seine Christine, der gute verlässliche Kamerad aus den Arbeitsjahren, mit der ganzen Sache nicht einverstanden war. Ihre Mißhen, ihre Einzige, brauche sie nicht auszubieten wie verlegene Ware, sie könne in Seelenruhe warten, man könne sich das ja leisten, Gott sei Dank!

Darauf hatte Miße nur spöttisch gelacht und etwas gesagt von veralteten Ansichten, die sich lange schon überlebt hätten. Da das nicht verjagte, hatte sie eine tönende Phrasen in Bereitschaft, die ihrer himmelstürmenden Liebe zu Adalbert bereiten Ausdruck gab, um schließlich in herzbrechendes Weinen auszubrechen.

Herr Schulze hatte ohne Gemütserschütterung einen Döhen schlachten können, aber vor den Tränen seiner Tochter schmolz er dahin wie Butter an der Sonne. Das Ende vom Liede war, daß er jetzt hier oben saß, mit geblähten Rajenflügeln den feinen Taft einatmete, den alle Gegenstände ringsum auszufrömen schienen, auf eine Gelegenheit lauernd, das anzubringen, was ihm nachgerade das Herz zu beschweren begann.

Unverrichteter Sache seinem weinenden Mädchel wieder gegenüberzutreten? Ihm lief eine Gänsehaut den breiten Rücken hinunter bei dieser Vorstellung. Wenn er nur einen Anfang gewußt hätte! Er beläßt leider so gar kein Talent für die Diplomatie, und daß man bei so zarten Angelegenheiten nicht mit der Tür ins Haus fallen dürfe, das stand fest. Darüber verging die Zeit, ein verstoßener Blick auf die Wanduhr belehrte ihn, daß er schon seit einer halben Stunde den gefälligen Zuhörer machte, und unten saß sein



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3,- pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunst-Druck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringer, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst



Mädel, zählte die Minuten und weinte sich die hübschen Augen rot.

Mila hatte wirklich recht hübsche braune Augen, die wie Nebelhaugen blitzen konnten, freilich auch in gereizten Momenten einen ganz anderen Ausdruck anzunehmen befähigt waren.

Oben hob Frau von Veltlingen die weißen, ringelgedrückten Hände wie in wilder Anklage zum Himmel empor und jammerte: „Ich sehe keinen Ausweg, lieber Herr Schulze. Unsere Mittel verringern sich zum Erschrecken. Nie hätte ich gedacht, daß das einfache zurückgezogene Leben, das wir führen, so kostspielig sein könne. Dabei verdienen sich meine älteren Töchter schon ihr Brot bei fremden Leuten — meine schönen, verzärtelten Töchter, für die das beste Los gerade gut genug gewesen wäre. Und was soll nun aus meinem Sohne werden — jagen Sie, was soll er machen?“

„Mama!“ rief Adalbert empört. „Aber es war ihm nicht ganz ernst mit dieser Empörung, und nicht ohne Spannung wartete er auf die Antwort. Er hatte das instinktive Gefühl, daß sie Tröstliches enthalten müße.“

Herr Schulze rutschte ein wenig auf seinem Stuhl hin und her, rieb die Fingerringel gegen einander, daß sie blank wurden, und stellte dann eine Gegenfrage. „Würde der Herr Baron es nicht zunächst noch einmal mit dem Eramen versuchen? Mein Baum fällt auf den ersten Stieb und —“

Er verstande nicht, denn die Dame des Hauses stieß ein kurzes, raubes Lachen aus, das gar nicht im Einklang mit ihrer angenehmen, weiblichen Stimme stand.

„Noch einmal, jawohl, nach einem ganzen vollen Jahr, wenn alles gut geht nämlich. Und dieses ganze, lange Jahr will durchlebt sein. — Ach Gott, ach Gott, wer mir das vorausgesetzt hätte! Ich wünschte, ich wäre tot und begraben!“

Adalberts Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr. Wenn der biedere Prolet keinen besseren Rat wußte, da konnte er mit seiner gesamten Weisheit nur gleich einpacken.

Herr Schulze räusperte sich und griff mit dem Finger auflockernd in seinen Halsfragen, obgleich dieses nützliche Institut sich ohnehin durch aner-

kennenswerte Geräumigkeit auszeichnete. — Eine günstigere Gelegenheit, bot sich nicht so bald wieder, es hieß, sie beim Schoppe fassen. Er rief sich zusammen und jagte langsam und deutlich: „Ein junger Herr mit dem Neuzerker und dem Namen des Herrn Barons braucht auch am Ende so ein lumpiges Eramen gar nicht, um seinen Weg durchs Leben zu machen. Ihm bietet sich da schon leicht eine andere Chance.“

Er machte eine Pause, sah auf seine Hände hernieder und zog an den Fingergelenken, daß sie knackten. „Sie meinen?“ fragten Adalbert und die Mutter gleichzeitig, und beide hielten vor innerer Erregung den Atem an.

Friedrich Schulze hob den Kopf, und alle diplomatischen Feinheiten beiseite legend, pläzte er heraus: „Eine reiche Heirat, selbstverständlich, was den sonst?“

Es gab eine traumhafte Stille im Zimmer, das Summen einer Fliege hätte als aufdringliches Geräusch gelten können. Endlich jagte Adalbert mit einer Stimme, die ein wenig gepreßt herauskam: „Hätten Sie, geehrter Herr Schulze, in dieser Hinsicht vielleicht Vorschläge zu machen?“

Er war verstanden worden und war bereit, sich an den Notwendigsten anzuklammern! — Herr Schulze hatte in den erwartungsvollen Momenten einen asthmatischen Anfall befürchtet, jetzt ärmte er auf, daß sein Brustkasten dröhne, und seine Finger spreizten sich wie bereit auseinander.

Donnerwetter noch mal, das war ein Stück Arbeit gewesen! Jetzt war das Schlimmste vorbei, denn man hatte ihn ohne alle Frage verstanden und ihm nicht die Tür gewiesen; schwächern hatten seine Gedanken sich zuweilen mit dieser schaudervollen Möglichkeit beschäftigt. Was jetzt noch zu erledigen war, erwidern ihm Kleinigkeit, Kinderpiel.

Als er ein wenig später die Treppe hinunterging, war er ganz bereit, sich für einen gewiegten Diplomaten zu halten, der eine schwierige Mission mit Glanz ausgeführt und zu befriedigendem Abschluß gebracht hat.

Mila lächelte er vieltragend und verheißungsvoll zu, legte aber mit einem Blick auf seine

Gattin, die mit einer Handarbeit beschäftigt war, den Finger, Schwingen gebierend, an die Lippen. Seine gute Christel hatte nun mal ihre etwas rückständigen Ansichten, das mußte bedacht werden; aber Milas Augen fragten so dringend, daß er nicht anders konnte; er kniff sie in die runden Wangen und tuschelte ihr dabei ins Ohr: „Alles im besten Gange; gratuliere, Frau Baronin in spiel!“

Sie waren ein Brautpaar, Mila Schulze und Adalbert Baron von Veltlingen, und es begab sich das Wunder, daß Adalbert sich in seiner Brautjungferrolle gar nicht so unbehaglich fühlte, wie man hätte denken mögen.

(Fortsetzung folgt.)



Rästel-Ecke

Rästel.

I.
Das Erste ist ein Platz unter freiem Himmel,
Das Zweite führt ins Kriegsgetümmel,
Das Dritte ist die Welt und noch ein bißchen mehr.
Das Ganze ist am Hof ein vornehmer Herr.
H. P. Puttmann.

II.
Viel Lärmen macht die Wohnung dort,
Doch, der drin wohnt, ist stumm;
Die Wohnung läuft nur vorwärts fort,
Ihr Gast laßt um und um.
J. G. M.

III.
In einem kleinen Regentlein,
Bist lächerlich als Kost und Wein,
Schreit dir's ein Blumenmädchen ein.
Nun rat, du kleines Zederlein:
Wer mag das Blumenmädchen sein?
Und was das Schlingelchen süß und fein?
G. Scherer.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rästel in voriger Nummer.

I. Nov. — II. Dez. — III. Jan.

Für Damen! Gibt es wirklich ein Mittel zur Erzielung schöner Körperformen, zur Erlangung eines idealen, üppigen festen Busens ohne die verhängnisvolle Wirkung des Ertragens eines Taillenschnitts? Junge Mädchen, junge Frauen und auch ältere Damen verlangen sofort auflösende Broschüre völlig kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 20 Pf. für Porto in verschlossenem Doppelbrief ohne Aufdruck durch Dr. med. H. Seemann, G. m. b. H. in Sommerfeld 238 (Bezirk Frankfurt/Oder). Zahlreiche Anerkennungen von Ärzten und Damen jeden Alters, aller Kreise. Die bekannte Ärztin Frau Dr. von K. in P. wandte infolge wiederholten Stillens die Präparate bei sich selbst an und stellte ein glänzendes Zeugnis nicht nur über die Vergrößerung, sondern auch über die Festigkeit des Busens aus. Beachten Sie genau: Wirkung absolut unschädlich, ohne Erweiterung der Taille.

Kaufe mein Bett. Soeben vor, drei Saugener, große 1 1/2 f. Ober- u. Unterbetten, 2 Betten mit 20 Pfund neuen Halbbaum, das Gebeiz 20.30.—, das selbe Bett mit Zierende 30.35.—, selbste herrihaft. Damenbett 20.40.—, Abschlüssig kostet jedes Bett 10.15.— mehr. Mehrere Gebild. Bettfedern billig, Sat. frei. 30.000 stunden. 1000 Dankbriefe. Bettfabrik Th. Kranefeld, Kassel 44.

Gallenstein- Nierenstein, Griefel, Leber-Leidenden hilft mein Mittel sofort, à gr. Fl. 3.50 M. Keine Operation nötig. Bei Nichterfolg Betrag zurück. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 258 bei Gassen (Reg.-Bez. Frankfurt). Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.

Sommersprossen entfernt nur Creme Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 2.70 (Nachh. 2.35). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Danksch. besitz hier für nur d. Apotheke z. Olsenon Mann, Strassburg 16. Eis.

Karte von Frankreich
Maßstab 1:1.000.000
Bearbeitet von Onésime Reclus
Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortlichkeiten und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weitausgedehnten Kriegsschauplatz.
Preis M. 3.— für 1 Exemplar
Zuwendung erfolgt gegen Voreinwendung d. Betrages portofrei
Geographisches Institut Wilhelm Greve
Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfaderen. — Bei Bein-geschw., Adeniten, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfuss, trocken. Flechte, Gelenksröthig., Steifigkeit, Platt-fuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Häft-weh, Fisteln, Elephantiasis versendet Broschüre: Lehren und Ratschläge für Belmleidende gratis. Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg L. Z. 9.

Anzeigen
haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung

Musiknotenmappe mit Notenpult
„Susanne“
(Patent Frau Joachim-Chaigneau)
Preis in Calico M. 4.—
zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserer Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Juriztrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritz-

platz 152 63, 152 64 u. 152 65

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-

platz 152 63, 152 64 u. 152 65

Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,50

— In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

exklusive Glas

Anzeigen

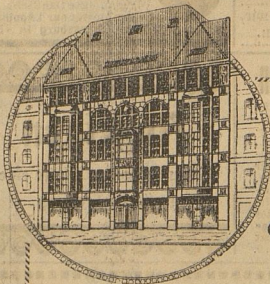
Lungenleidenden,

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

sowie allen, die an Asthma, Bronchialkatarrh, hartnäck. Husten, Versäulung usw. leiden, hilft mein bewährtes Mittel. 3 gr. Fl. 2,50 M. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 258, bei Gassen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.